



17. Jahrgang.

Blumenau, im März 1924.

Nr. 3.

### Passionszeit.

Ich brauche Kraft zum Weiterreisen  
Der Weg ist oft so dornenvoll  
Das Kreuz muß mir die Pfade weisen,  
Die ich zur Heimat wandern soll  
Das Kreuz muß ich im Herzen tragen  
Dann trägt's mich ins gelobte Land  
Ich darf die schwersten Kämpfe wagen  
Mit diesem Zeichen in der Hand.

Matth. 20, 17—19: Und er zog hinauf nach Jerusalem und nahm zu sich die zwölf Jünger besonders auf dem Wege und sprach zu ihnen: Siehe, wir ziehen hinauf gen Jerusalem und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden; und sie werden ihn verdammen zum Tode und werden ihn überantworten den Heiden zu verspotten und zu geißeln und zu kreuzigen; und am dritten Tage wird er wieder auferstehen.

Wir gehen den Wochen entgegen, die seit langer Zeit bei uns Christen den Namen Passionszeit = Leidenszeit tragen. Ist nicht unser Schriftwort auch so ein Hinweis auf Leiden und Sterben. Wie fröhlich und heiter zog sonst der fromme Israelit die Straße nach Jerusalem; Jerusalem die Sehnsucht seines Herzens und die Hoffnung seines Lebens, jeder wollte ein Mal im Leben diese Stadt mit ihrem Tempel gesehen haben. Aber wie traurig und ernst schauen heute die Pilger aus, die mit ihrem Herrn Jesus gen Jerusalem ziehen. Heute spricht er nicht von dem Vater im Himmel, der für uns Menschen sorgt, der die Vögel unter dem Himmel ernährt und die Blümlein auf dem Felde erhält. Sie sind alle bange und kleinlaut geworden, als Jesus zu ihnen spricht: Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem. Es wird von einer Marter zur andern gehen. Die Sünde der Menschen wird sich in diesen Tagen riesenhaft vergrößern, des Menschen Sohn vollendet die Sühne des lebendigen Gottes. Er geht nach Golgatha. Er wird von einer Verhöhnung zur andern geschleppt und duldet alles mit göttlicher Liebe! Heute kein Jubilieren. Nun sind wir wieder in Jerusalem, es ist uns so als ob ein Trauergzug sich zur letzten Ruhestätte hin bewegt und durch die Luft tönt ein Klagen mit der Melodie: Siehe, wir ziehen hinauf gen Jerusalem! Wie hat er doch Jerusalem geliebt und spricht nicht aus seinen Tränen und seinem Wehe die heiße Glut seiner Liebe? Gerade dieser Ort wird zum Schauplatz des Gerichtes werden. Wie einen gemeinen Verbrecher werden sie den behandeln, der von sich sagen konnte: „Des Menschen Sohn“. Ja, seine Volksgenossen, die sich sonst so ängstlich vor der Gemeinschaft mit Heiden hüten, werden ihn den Heiden preisgeben und die werden mit ihm ihren Hohn und Spott treiben können. Aus dem Siegeszug in Jerusalem wird ein Leidensweg, aus der goldenen Königskrone ein Dornenkranz. Wofür diese Schmach und Verhöhnung, wofür diese

Leiden und der Kreuzestod? Weil deine und meine Sünde uns von dem heiligen Gott trennten, zieht Jesus nach Jerusalem. Damit wir erlöst werden von der Gewalt der Sünden und des Todes und uns der Himmel aufgetan werden kann, leidet er. Sein Leiden ist nichts anderes gewesen als eine Erlösung aus der Angst für uns. Mit seinem heiligen Leiden und Sterben hat er die Schrift erfüllt. Wollen wir da nicht ganz still und demütig werden, wenn wir die Worte lesen: Siehe wir ziehen hinauf gen Jerusalem? Unter tausend frohen Stunden, die im Leben ich gefunden, blieb nur eine mir getreu, eine wo in tausend Schmerzen ich erfuhr in meinem Herzen, wer für mich gestorben sei.

### Die Heimfahrt des deutschen Kronprinzen.

Von Major a. D. E. v. Selsinsky.

In der Weihnachtsnummer des „Daheim“ erzählt ein Studienfreund des deutschen Kronprinzen von dessen endlicher Heimfahrt, an der er teilnehmen konnte. Wir geben etliche Abschnitte des äußerst lebendigen und anschaulichen Berichtes hier wieder.

Des Kronprinzen Heimkehr war seit langem geplant und bis in alle Einzelheiten vorbereitet. Das Verdienst hieran gebührt seinem treusten Freunde und nächsten Berater — unserm Freunde — Müldner, dessen Selbstaufopferung und Liebe für seinen Herrn gar nicht genug gepriesen werden kann. Als Leitstern schwebte über allen Vorbereitungen und Pläne der Gedanke: „Nichts illegales soll und darf geschehen, die Heimkehr darf nicht vorbelastet werden.“ Das war im besonderen des Kronprinzen Wunsch, der alles vermeiden wollte und will, was seinem armen, geprüften Vaterlande durch seine Rückkehr als deutscher Bürger innen- oder außenpolitisch neue Schwierigkeiten bereiten könnte. Daß dennoch schließlich die Rückkehr mit einem innerpolitischen Ereignis zusammenfiel war ein tüdlicher Zufall, der allen Beteiligten höchst unerwünscht war.

Nachdem die holländischen und deutschen maßgebenden Stellen ihr Einverständnis zur Aus- bzw. Einreise erteilt hatten, stand in diesem November der Ausführung des Gedan- tens nichts mehr im Wege. So trafen uns Eingeweihte in der Heimat die verabredeten Telegramme, daß am 10. v. M. der so lang erhoffte Tag eintreten würde.

Der Morgen des 10. bricht an — ein herrlicher Spätherbsttag. Der deutsch-holländischen Grenze bei Bentheim zu vollt die große Limousine des dem Kronprinzen freundschaftlich nahestehenden Kommerzienrats Bödiker aus Hamburg, der bis vor kurzem in Holland lebte und „für den Fall der Not“ seinen Wagen zur Verfügung gestellt hatte. „Für den Fall der Not“; denn die Reise sollte in dem dem Kronprinzen von den Dürkopp-Automobilwerken zur Verfügung gestellten 17/48er offenen Tourenwagen zurückgelegt werden. Die Grenzstelle Bentheim liegt noch einige 20 Kilometer von dem idyllisch gelegenen, von dem herrlichen fristlich Bentheimischen Schloß

gekrönten Städichen Bentheim entfernt. Das Zollhaus, das still und träumerisch am Waldrande liegt, beherbergt den den Grenzdienst versehenden Beamten und seine Amtsstube. In ein Kommen und Gehen der Grenzpassanten von beiden Seiten; des holländischen Markttages in Oldenzaal wegen herrscht ein etwas lebhafterer Grenzverkehr als gewöhnlich. Uns, die wir den Kronprinzen hier abholen und heimgeleiten wollen, ist dies teilweise nicht besonders recht, weil sich bei dem Übergang doch vielleicht Neugierige sammeln könnten, die dann vor schnell den Draht spielen ließen. Und das lag gar nicht im Sinne unseres heimkehrenden Freundes, der alles vermieden wissen wollte, was nur irgendwie geeignet war, „Aufsehen“ zu erregen.

Die Grenzbeamten sind ahnungslos. —

Wir warten — es ist 11 Uhr — die verabredete Stunde. Kein Auto von Holland her in Sicht. Ich gehe in das Niemandsland hinauf zum holländischen Grenzposten, versuche mich zu unterhalten. Auch er weiß von nichts. Es wird 12, 1/2 — kein Auto in Sicht. Etwas ungeduldig wandere ich zurück — wieder durch das Niemandsland nach dem holländischen Schlagbaum. Da plötzlich, lautlos, wie aus der Erde gezaubert steht ein prächtiger neuer großer Tourenwagen neben mir, ich vernehme die freudig bewegte Stimme des Heimkehrers, meines lieben Mündner: „Hallo — Sela — da sind wir und, Gott sei Dank, Thre lange Gestalt ist auch da.“

Unsere erste Fahrtappe sollte uns über Burgsteinfurt-Münster-Paderborn nach dem idyllisch im Hochwald bei Paderborn versteckt gelegenen Schloß Hamborn des Freiherrn von Rüxleben führen. Kurz nachdem wir Bentheim selbst durchfahren hatten, meldete sich der Magen. Weit und breit in dem Niederungsgebiet keine Menschenseele. Ein kleiner Wald lädt zur Rast, der holländische Frühstücksort wird hervorgeholt. Mit einem Becher Portwein stöhnen wir an: „Glückauf in der Heimat!“ Die holländischen Butterbrote — reines Weißbrot — mundet mir prächtig, ich habe volles Verständnis für die sehnuchtsvollen Blicke eines auf der Landstraße vorbeitolgenden Wanderers; der Kronprinz läßt ihm einige Brote bringen. Aber das war dem Unbekannten nicht genug — er drehte um und bat um etwas Geld; in guten Gulden wurde es ihm gewährt. Er empfahl sich dankend — ohne seinen Gönner zu erkennen; die Frage, woher er des Weges käme, wurde unverfälscht sächsisch beantwortet: „Geradewegs aus Sachsen“. Unbekannt durchzuhören wir die weiteren Orte, nur in einem Dorfe kurz vor Münster hatten wir das Gefühl, als ob der vor seiner Schule mit seinen Zöglingen stehende Lehrer den vorn beim Fahrer sitzenden Herrn als den Kronprinzen im letzten Augenblick erkannt hatte und dies seinen Kindern sagte.

Gegen 1/5 wurde Paderborn erreicht, kurz darauf hielten wir vor dem hübschen Rüxlebenschens Besitz, der als erstes Nachtkwartier auf deutschem Boden dienen sollte. Ein trauter Abend im Familientreise — mit Kind und Regel — mit einigen herzlichen, warmempfundenen Begrüßungsworten des Gastgebers beschloß nun diesen Tag. Und wie glücklich und wohl fühlte sich der Kronprinzipal in dem Kreise — heimisch und gemütlich — wie war er seinen liebenswürdigen Gastgebern dankbar für diesen ersten schönen deutschen Abend.

Für Sonntag, den 11., war nur eine kürzere Fahrt geplant — an ihr, wie am nächsten Tage — nahm noch ein weiterer Freund, der Major a. D. v. Schütz, teil, das Bödifiersche Auto, das uns nachgefahrene war, schied aus, an seine Stelle trat ein weiterer Türkopp-Wagen als Ersatz-Begleitwagen mit einem Träger des Namens Türkopp selbst am Steuer. Wir brachen erst nach Tisch auf — fuhren über Lippespringe — bei herrlichem Wetter durch den Teutoburger Wald, über die berühmten Externsteine nach Blomberg in Lippe — es grüßte uns im Vorübersfahren der dräuende Hermann und mahnte: „Deutschland ward nie geschlagen, wenn es einig war“, — dann ging es nach Hameln, wo uns wohl einige Menschen erkannt haben mögen. Zur Teestunde fuhren wir in den Schloßhof des Freiherrlich Crammischen Besitzes Brüggen im Kreise Alfeld an der Leine ein.

Kurz hinter Görze überschritten wir am 12. die brandenburgische Grenze. Nun war der Kronprinz sozusagen „zu Hause“ in seiner Väter Land, ein befreender, glücklicher Ausdruck trat in sein Gesicht: „Hier, hier bin ich in meiner Heimat!“ Leider hatten wir kurz vor Görze noch einen kleinen Unfall, der leicht böse Folgen hätte haben können. Der Unfall betraf nicht den kronprinzipialen Wagen, sondern ein uns nachfahrendes Kleinauto mit seinem brauen Diener Wöll, unserm Gepäck und noch einem Freunde aus dem Felde. Dieser

kleine Wagen schlitterte in einer Kurve hinter uns, rannte einen Baum an, rißte seine Insassen aus. Aber Glück im Unglück — passiert war eigentlich so gut wie nichts, nur unser Begleitmann R. hatte einen gehörigen Schock bekommen, sodass der Kronprinz, der sich liebevoll um seine Getreuen bemühte — anordnete, ihn alsbald nach Berlin zu fahren „zu seiner Lotte“, wie sich über R. so nett Berlinisch ausdrückte. Das Bemühen um den Armen und unsere Versuche, das Auto wieder flott zu bekommen — der Wagen konnte später mit eigener Kraft absfahren —, hatte uns Zeit gekostet; so kamen wir nun doch in die gern vermiedene Dunkelheit. R. wurde im großen Wagen des Kronprinzen schön gebettet zum Arzt nach Görze gefahren — Mündner, Schütz blieben zurück —, unser hoher Herr und ich fuhren im Wagen Türkopp voraus nach Baruth, wo wir gegen 1/27 Uhr eintrafen. Die beiden zunächst zurückgebliebenen Herren kamen eine Stunde später an. In Baruth war Quartier beim Fürsten Solms vorgesehen, dessen Gattin — geborene Prinzessin von Schleswig-Holstein — dem Kronprinzen als Base nahestehet. So war der Aufenthalt hier familiär. Die fürstlichen Herrschaften, die kurz vorher in Oels gewesen waren, konnten nicht genug von dort erzählen, und die Sehnsucht, nach den entbehrungsreichen Jahren ins eigene Heim zu kommen, wuchs. Die Verwandten umgaben den Vetter mit aller Liebe; sie hätten ihn gern noch einen Tag behalten — aber selbst die Bitten der Base vermochten nicht, den Heimkehrer, der noch abends mit der Frau Kronprinzessin telephonisch sprach, eine Stunde länger als nötig zu halten. So ging in der Frühe des 13. November die Fahrt weiter.

Im Walde hinter Primkenau machen wir einen Frühstückshalt und haben wieder ein kleines, bezeichnendes Erlebnis. Ein Förster reviert, erkennt sofort unsern Herrn und begrüßt ihn volle Herzlichkeit und Natürlichkeit. Woher kennen Sie mich denn so gut? „Ich habe bei den Jägern in Oels gedient, Kaiserliche Hoheit, und schon damals manchen Hasen bei den Jagden zugetrieben.“ Da gab es ein freudiges Erzählen und Auffrischen alter Erinnerungen und selten wohl hat ein sogenannter früherer „Untertan“ aufrichtiger mit seinem früheren Kronprinzen angestossen: „Auf unsres lieben Vaterlandes bessere Zukunft“.

Aber wir müssen eilen, denn schon fängt's an zu dämmern und wirklich — wiederum bei Dunkelheit, was unsrem brauen Stühr gar nicht angenehm ist — müssen wir fahren. Erst gegen 5 Uhr erreichen wir Breslau, durch dessen dunkle Vorstadtstraßen, die lebhaft nach Schluss der Linke-Hoffmann-Werke bevölkert sind, müssen wir uns hindurch tasten — schneckenhaft. Auf der Oderbrücke wird's mir unheimlich, ob wir den richtigen Ausgang nach Hundsfelden an der Straße nach Oels finden, und ich frage kurz entschlossen einen neben dem Wagen gehenden Jüngling mit Sportmütze. „Die Herren wollen nach Hundsfelden — da will ich auch hin — nehmen Sie mich mit?“ — „Selbstverständlich“, tönt's von vorne neben dem Fahrer — dem angestammten Sitz unseres „Schuhbefohlenen“ — und schon sitzt unser Jüngling zwischen Mündner und mir und dirigiert uns mitten durch die Straßen. „Die Herren sind wohl alte Offiziere?“ — „Wiejo?“ frage ich. „Ja — Sie sehen so aus.“ Er meinte Mündner und mich. Wir lachen. „Na — gucken Sie sich mal den Herrn vorne an“ — er tut es — erkennt den Kronprinzen, reift die Mütze vom Kopf — „der Kronprinz — wirklich — Treudeutsch, Kaiserliche Hoheit und herzlich willkommen“. Ein warmer Händedruck belohnt den netten jungen Mann aus den Linke-Hoffmann-Werken. In Cybillenort kurzer Halt und telephonischer Anruf in Oels: „Wir kommen gleich!“ um 1/6 fahren wir in Oels ein, dessen Hotels wimmeln sollen von Reportern und Photographen aus allen Ländern — denen nun, da es dunkel, der Spaz so verdorben ist.

Beim Einfahren in den Schloßhof Hurras der am Tore Stehenden für den Heimkehrer, die Tore schließen sich — das Auto fährt hart an der Freitreppe zur Halle vor. Die Tür öffnet sich, in ihr erscheint die harrende fürstliche Frau in ihrer prachtvollen Gestalt — umflossen vom Licht der aufblühenden Laternen, die Treppe eilt sie hinab, den heimkehrenden Gatten zu begrüßen, dem sie fünf lange Jahre treueste Hüterin und Sachwalterin seines Besitzes und seiner Kinder gewesen ist — hinter ihr die drei jüngsten, die er nur zur Taufe sah, persönlich ganz fremd. So vollzieht sich die Ankunft. Fünf Leidensjahre hatten ihr Ende erreicht — fast auf den Tag fünf Jahre!

## Gesegnet seiest du, Deutschland, mein Volk.

Eine Betrachtung der biblischen Prophezeiungen  
von Robert Bededorff, Urú.

Selig ist wer nicht siehet, und doch glaubet. — Es ist durchaus möglich, daß diejenigen, die körperlich blind, eher sehend sind als die geistigen Blinden, die nur die Genüsse dieser Welt sehen und Gott verachten. Wir, die wir heute leben, sind Zeugen der gewaltigsten welterschütternden Ereignisse, vergleichen die Weltgeschichte nicht überliefert hat; Ereignisse, die alles Dagewesene weit übertreffen.

Wir Menschen nun mit unserem beschränkten Verstände können es gar nicht fassen, wie solche Dinge geschehen können. Gott aber, unser großer, allmächtiger und allwissender Herr, hat diese Geschehnisse der Welt schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden durch den Mund seiner Knechte, der Propheten, verkündet, mit der Mahnung: „Tut Buße“. Und wie immer taten die Menschen keine Buße und erkannten ihre Sünden und Übertretungen erst, als Gottes Gerichte hereinbrachen mit gewaltiger, niederschmetternder Wucht. Dann besserten sie sich für einige Zeit; aber Satanas, dieser Widerwärtige und Weltverführer, lockt die Menschen doch immer wieder in die Sünde hinein, und wenn die Völker herrlich und in Freuden leben können, so fragen sie weder nach Gott noch nach dem Teufel; geht es ihnen aber schlecht, so lästern sie Gott und seinen Namen und verderben durch Verleihen die Welt. Haben wir es gegenwärtig nicht so? Jesus hat diese Zustände dem Johannes auf Patmos in seiner Offenbarung gezeigt. Statt daß die Menschen nach jedem Strafgerichte Buße täten, würden sie im Gegenteil immer böser und schlechter. Ja, so ist es. Das schrecklichste Strafgericht, das Gott über die Menschen gehalten hat, das war der Weltkrieg. Welches Elend ist dadurch über die Menschen gekommen. Und siehe da! — gerade diejenigen, die den Weltkrieg entfacht haben, sind heute die Herrscher der Welt, die Weltbonzen und die narrische Welt läuft ihnen nach.

Wer sind nun diese Weltherrscher, diese Weltbonzen? Die Juden, die geistigen Führer des Judentums, und gewisse Gottsims (Nichtjuden) sind ihre willigen Handlanger, ihre fügsamen Werkzeuge. Die gottlose, christentumsfeindliche Sozialdemokratie ist ihre Schutztruppe, aber nicht nur diese, auch die „christliche“ katholische Zentrumsparthei gehört zu Judas Werkzeug. Letztere passen ja auch zu den gottlosen Noten, da sie selber nur Heuchler sind und dazu reichsfeindlich. „In erster Linie Rom!“ ist ihr Wahlspruch. Juda und Rom sind die Alleinschuldigen am Weltkriege, sie haben den Krieg entfacht, beider Ziel ist die Erreichung der Weltherrschaft. Beweis? Ist gleich erbracht an Hand der geschichtlichen Tatsachen, und Tatsachen reden und beweisen.

Dank den Erfolgen der segensreichen Bismarckischen Politik erlebte das Deutsche Reich nach seiner Einigung eine solche Blüte, wie kein anderes Land seit Anfang der Welt. Es war das stärkste Land der Welt, und sicherte sich und teilweise Europa einen fast 50jährigen Frieden. Und mit Deutschland blühte auch Handel und Wandel, die fleißigen Menschen lebten zufrieden und hatten Satt zu essen, ausschließlich den Arbeitsscheuen, die ein Paradies auf Erden wünschten, d. h. ein Faulenzerleben. Offb. Joh. 16, 8—9: „Und der vierte Engel goß nur seine Schale in die Sonne, und ward ihm gegeben, den Menschen heiß zu machen mit Feuer. Und den Menschen ward heiß vor großer Hitze, und lästerten den Namen Gottes, der Macht hat über über diese Plagen; und taten nicht Buße, ihm die Ehre zu geben.“

Nun, die Sonne war der deutsche Kaiser, der Stolz seines Volkes, das ihn fast abgöttisch verehrte. Leider ließ der allgemein beliebte Monarch in seinem Reiche das Predigen der Offenbarung verbieten, weil englische Methodistenprediger eine Schrift, betitelt: „Der deutsche Kaiser als Antichrist“ verbreiteten. Dieses kaiserliche Verbot des Predigens der Offenbarung war einer Unterdrückung des Wortes Gottes gleich und es folgte die Strafe des Himmels: Gott zerschmetterte den Kaiser und sein mächtiges blühendes Reich durch den furchtbaren Weltkrieg. Gott läßt sich nicht spotten.

Doch der Weltkrieg 1914 ausbrechen würde, das hat man ja in der Heiligen Schrift gefunden, obwohl heute viele behaupten, der Ausbruch des Weltkrieges und die heutigen verworrenen Zustände wären planvolle Geschehnisse. Das ist ja wahr, daß dies Judenwerke sind, hätte Gott aber den Weltkrieg nicht gewollt um die Menschen zu strafen, wahrlich, so

wären auch die teuflischen Pläne der Juden zu schanden geworden.

Wie schon erwähnt, wußten fleißige Bibelleser, daß nach Jer. 25, 9—13 und 2. Kön. 24 der Weltkrieg 1914 ausbrechen würde, 2. Zerfall des Reiches Israel, Beginn der babylonischen Gefangenschaft 606 v. Chr. — 2520 Jahre. Mit dem Jahre 1918 leitete Gott die Vernichtung der irdischen Reiche ein, Daniel 2, 44—45, war teilweise auch schon tatsächlich in Erfüllung gegangen ist.

Als Deutschland, umringt von grausamen Feinden, deren Vernichtungswille klar auf der Hand lag, gezwungen war, zu den Waffen zu greifen, legte Gott dem deutschen Kaiser diese historischen Worte in den Mund: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“ — Aller Hassgeist, Standesunterschied, Parteigeist und Konfessionen waren beseitigt, alle fühlten sich als Brüder. Nach Offb. 16, 9 haben die Deutschen es ihren Feinden so heiß gemacht, daß sie die ganze Welt erobert hätten, wenn der Verrat nicht gewesen wären, dem sie ihre Niederlage verdanken. Zu Land und zu Wasser und in der Luft haben die Deutschen die übermächtigen Feinde in fast allen Weltteilen glorreich geschlagen.

War es von Gott beschlossen, daß das unehrdig angegriffene Deutsche Reich geschlagen würde? Ja. Und wer war es, der Deutschland durch Verrat zur Strecke brachte? Der damalige amerikanische Präsident Woodrow Wilson durch seine famosen 14 Punkte, das moderne trojanische Pferd. Dies war wohl der größte Verrat aller Zeiten und Völker, verübt von einem Manne, der in der Heiligen Schrift als König bezeichnet wird und dessen Land durch Babel verstimmt wird. Wilson glich aufs Haar dem babylonischen König Nebukadnezar, der einst sprach: „Das ist die große Babel —“ (Daniel 4, 27 bis 28). Von Wilson, dem Könige des modernen Babels (Nordamerika ist das goldene Haupt der Nationen) steht in der Bibel: „Darum, daß er spricht: Ich habe es durch meine Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug; ich habe die Länder anders geteilt —“ Ist das nicht tatsächlich eingetroffen durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Kap. 14 spricht vom Sturze Wilsons, besonders Vers 16: „Wer dich siehet, wird dich schauen und betrachten und sagen: Ist das deer Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte?“ Gott hat den Geist Wilsons verdunkelt, den Geist jenes Mannes, den die Welt anbetete wie einen Gott, wie einen Heiland, der der Welt Frieden und Glück brachte. Heute dämmert es schon in manchen Köpfen, was für ein Unheil und Verwirrung er angerichtet hat. „Verflucht sei, wer sich auf Menschen verläßt,“ sagt mit Recht die Bibel.

Nun wollen wir einmal Jesaja 19 betrachten. In der Bibel steht vieles, was nicht allen verständlich ist. Wenn da in manchen Kapiteln von Ägypten, Assyrien, Philisterland oder Babel die Rede ist, so ist es nicht wörtlich, sondern sinnbildlich zu verstehen. Durch Ägypten ist Deutschland, durch Assyrien England, durch Philisterland Frankreich und durch Babel und Juda Nordamerika verstimmt, darum, daß die heutigen Reiche mit jenen großen Ähnlichkeit haben.

Vers 1: Vorrecht der Titel: „Zerstörung und Bekehrung der Ägypter“, dann: „Dies ist die Last über Ägypten (Deutschland): Der Herr wird auf einer schnellen Wolke fahren, und in Ägypten (Deutschland) kommen. Da werden die Göthen in Ägypten vor ihm beten, und den Ägyptern (Deutschen) wird das Herz feige werden in ihrem Leibe.“ — Ist wirklich buchstäblich in Erfüllung gegangen; 1918 hat Gott unerwartet den Deutschen die Waffen aus der Hand geschlagen, er „war auf einer schnellen Wolke gefahren“. — „Da werden die Göthen in Ägypten (Deutschland) vor ihm beten —“ Diese Göthen sind die Parteidämonen der Sozis, Zenträmler usw., also die Führer der politischen und konfessionellen Parteien — „und den Ägyptern (Deutschen) wird das Herz feige werden im Leibe“. Die Deutschen, vor kurzem noch der Schrecken und die Bewunderung der Welt, sind heute das feigste Volk der Welt, da sie von Verbrechern und Verrätern regiert werden, von Schlechtestimmungsmachern, die eigentlich die wahren Feinde der Deutschen sind: es sind die Totengräber des Deutschen Reiches. Erzberger, als Vertrauter des römischen Vaters, David, Südekum, Scheidemann, Ebert, Noske, Dittmann, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Gerlach, und wie die republikanischen Lumpen alle heißen, brüderlich vereint, — eigentlich ein Wunder — haben alles dem Feinde zu Füßen gelegt: die Waffen, die Schiffe, ihre Ehre, Nationalität, leiteten und vollzogen die Wehrlosmachung des deutschen Volkes auf Be-

treiben der alliierten Bonzen — nur aus purer Feigheit und Selbstsucht.

Erzbergers Ehrgeiz war, vom Papste heilig gesprochen zu werden. Er leitete die Friedensverhandlungen so, daß doch die Auslieferung der Flotte usw. verlangte. Dann machte sich der schlaue ehemalige Volksschullehrer daran und sicherte sich den fettesten Posten der Staatskrippe: den als Finanzminister. Voller Begeisterung beschenkte er nun mehrere Kirchen mit hohen Geldsummen, beschentkte also nach der katholischen Kirchenlehre den Papst selber, denn dort „ist Seine Heiligkeit der Papst die Kirche“. Dem deutschen Volke nun schnell ein paar Steuern mehr aufgebürdet. Im Steueraufbringen war Erzberger übrigens eine Autorität, ein unübertraglicher Meister, das Geld floß dann „automatisch“ in die Hände der Feinde und der schadenfroh triumphierenden Hebräer, in den Schoß der katholischen Kirche übrigens auch, nicht zu vergessen. —

Der Heilige Vater war entzückt über ein so vortreffliches Werkzeug, daß er dem Erzberger seinen eigenen Kardinalshut zum Geschenk zuschickte. Wofür hat nun dieser Reichsverderber solche Auszeichnungen verdient? 1758 wurde der berühmte österreichische Feldherr Daun auch auf dieselbe Art vom Papste belohnt, dafür nämlich, daß er den „alten Fritz“ bei Hochkirch geschlagen hatte. Wie denken nun wohl die katholischen Patrioten über die glänzende Belohnung Erzbergers, der das deutsche Vaterland durch seine ränkevolle Politik an den Rand des Verderbens gebracht hat?

Vers 2: „Und ich will die Aegypter (Deutschen) aneinanderheben, daß ein Bruder wider den anderen, ein Freund wider den anderen, eine Stadt wider die andere, ein Reich wider das andere streiten wird“. — Ist auch in Erfüllung gegangen. Ja, Bruder gegen Bruder, Deutsche gegen Deutsche, so geht es heute in Deutschland zu. Bruder gegen Bruder läuft in den blutigen Tagen des Kapp-Putsches, der Kommunisten- und Spartakusaufstände in Preußen, Sachsen und Thüringen. In Strömen floß das deutsche Bruderblut. Freund gegen Freund. Denken wir an die Spaltung des Sozialismus und der gegenseitigen heftigen Belämpfung. Stadt gegen Stadt, Reich gegen Reich — Berlin gegen München, der Norden gegen Süden.

Vers 3: „Und der Mut soll den Aegyptern (Deutschen) unter ihnen vergehen, und will ihre Anschläge zunichte machen. Da werden sie dann fragen ihre Götzen, und Pfaffen, und Wahrsager, und Zeichendeuter“. — Lassen sich die Deutschen nicht wirklich alles vom Feindbunde gefallen? Warum nehmen sie nicht ein Beispiel an den Türken, Aegyptern u. Iren? Hat sich die deutsche Sozialdemokratie nicht soweit erniedrigt, daß auf der Internationalen Sozialistenkonferenz in Genf der Führer der deutschen Delegation, nämlich der Proklamator der deutschen Republik, ehemalige Reichskanzler und gegenwärtige Oberbürgermeister von Kassel, Herr Philipp Scheidemann, erklärte, die deutsche Sozialdemokratie sei schuldig am Kriegsausbruch. Ekelhaft!

„Da werden sie dann fragen ihren Götzen usw. — “ Seit 1918 haben die Deutschen noch keinen einheitlichen Willen zum Widerstand gegen den frechen Feindbund bekundet; geschah dies einmal, so war dies nur, um der Masse Sand in die Augen zu streuen. Wollen sie einmal Ernst machen, so befragen sie ihre Parteigöten und Kirchenväter, auch den römischen Vater, die Antworten fallen natürlich verschieden aus und der Widerstand ist gleich im Keime erstellt.

Vers 4: „Aber ich will die Aegypter (Deutschen) übergeben in die Hände grausamer Herren; und ein harter König soll über sie herrschen, spricht der Herrscher, der Herr Zebaoth“. — Die grausamen Herren sind die Staatsmänner der Entente-Länder, die das deutsche Volk gar nicht genug peinigen können mit ihren Überwachungs- und Reparationskommissionen. Noch nie hat sich wohl ein Volk so weit erniedrigen lassen, was wir heute vom deutschen Volke sehen, steht wohl einzig da. Ein jeder dieser grausamen, blutigen und ungerechten Staatsmänner, Clémenceau, der frei und offen ohne Skrupeln erklärte, es leben 20 Millionen Deutsche zuviel auf der Welt, wurde sogar der „Tiger“ genannt. Der harte König war Wilson, obwohl er ein Demokrat und der Präsident der mächtigsten Republik der Welt war; aber er war die herrschende Persönlichkeit.

Vers 5—9: „Und das Wasser in den Seen wird vertrocknen, dazu der Strom wird versiegen und verschwinden. Und die Wasser werden verlaufen, daß die Seen an Dämmen werden geringe und trocken werden, beide Rohr und Schif-

verwelken, und das Gras an den Wassern verstieben, und alle Saat am Wasser wird verwelken und zu nichts werden. Und die Fischer werden trauern; und alle die, so Angel ins Wasser werfen, werden klagen; und die, so Netze auswerfen aufs Wasser, werden betrübt sein. Es werden mit Schanden bestehen, die da gute Garne wirken und Netze stricken.“ — Handel und Wandel würde daniederliegen und große Dürre kommen. Ist es nicht buchstäblich eingetroffen?

Vers 10: „Und die Hälter haben, samt allen, die Leiche um Lohn machen, werden bekümmert sein.“ — Des Landes Pfeiler, der Adel, ist aufgehoben, und die um Lohn arbeiten, sind betrübt, weil sie mit dem Lohn nicht auskommen.

Vers 11—13: „Die Fürsten zu Zion sind Toren, die weisen Räte Pharcos sind im Rat zu Narren worden. Was sagt ihr doch von Pharaos: Ich bin der Weisen Kind, und komme von alten Königen her? Wo sind denn nun deine Weisen? Daß sie dir's verkündigen und anzeigen, was der Herr Zebaoth über Aegypten beschlossen hat. Aber die Fürsten zu Zion sind zu Narren worden, die Fürsten zu Nephi sind betrogen; sie verführen samt Aegypten (Deutschland) den Edelstein der Geschlechter.“ — Ja, das ist ja wahr daß die Ratgeber des Kaisers große Narren, Idioten waren. Sie haben den Kaiser falsch beraten und mit ihrer Politik den Sieg verloren und der Sozialdemokratie zur Herrschaft verholfen. Diesen Ratgebern verdankt der Kaiser seine Entfernung mit dem weitsichtigen Reichserbauer Bismarck, die den Zusammenbruch der Dynastie und des Reiches zur Folge hatte.

Vers 14: „Denn der Herr hat einen Schwindelgeist unter unter sie (d. h. unter den Fürsten und Ratgebern Deutschlands) ausgegossen, daß sie Aegypten (Deutschland) verführen in alle ihrem Tun, wie ein Trunkenbold taumelt, wenn er speiet.“ — Liebe Leser, denkt, bitte, einmal nach, ob das nicht so stimmt mit dem, das wir bis jetzt erlebt haben in der deutschen Politik. Es ist leider so, das Volk ist verführt, verarmt, ausgesogen, geprügelt, entwaffnet, — mit einem Worte: ohnmächtig.

Vers 15: „Und Aegypten (Deutschland) wird nichts haben, das Haupt oder Schwarz, Ast oder Stumpf zeuge“. Dieser Vers stellt treffend die heutige Ohnmacht und Armut Deutschlands dar. —

Vers 16: „Zu der Zeit wird Aegypten sein wie Weiber; und sich fürchten und erschrecken, wenn der Herr Zebaoth die Hand über sie erheben wird.“ — Auch dies stimmt: Die Deutschen, die einst so tapferen Deutschen, sind zu Weibern geworden; sobald Poincaré den Finger röhrt, zucken sie, die Deutschen, erschreckt zusammen.

Vers 17: „Und Aegypten (Deutschland) wird sich fürchten vor dem Lande Juda, daß, wer desselben gedenkt, wird davor erschrecken, über den Rat des Herrn Zebaoth, den er über sie beschlossen hat.“ — Das Land Juda wird wahrscheinlich Nordamerika sein, denn dieses ist total verjudet, oder ist es das ebenso mächtige und ebenso verjudete Frankreich?

Vers 18: „Zu der Zeit werden fünf Städte in Aegyptenland (Deutschland) reden nach der Sprache Canaans und schwören bei Herrn Zebaoth. Eine wird heißen Iheres (Ir = friedestiftend, heres = Erbe).“ — In Deutschland werden auf vielen Stellen Gemeinden gebildet, die dem Herrn wohlgefällig sein werden. Die eine wird heißen Iheres, das ist friedestiftender Erbe.

Vers 19—20: „Zur selbigen Zeit wird des Herrn Altar mitten in Aegyptenland (Deutschland) sein, und ein Malstein des Herrn an den Grenzen, welcher wird ein Zeichen und Zeugnis sein dem Herrn Zebaoth in Aegyptenland. Denn sie werden zum Herrn schreien vor den Bekleidigern; so wird er ihnen senden einen Heiland und Meister, der sie errette.“ — Durch die Unterdrückung und Knechtung der Deutschen an den Grenzen werden diese so gedemütigt, daß sie niederglassen und Gott anrufen, den man noch nie vergebens angerufen hat, so auch hier: Gott läßt den Deutschen einen starken Führer und Befreier von der fremden Knechtung erstehten. Dann wehe den Franzosen! Gott hat ihren Untergang beschlossen und England (Assur) aussehen, das „große Heuschervolk zu vernichten“, es zu zerstreuen wie Rot auf der Gasse, Jes. 10, 6. Und nach Jes. 47, 3, wo die Franzosen als Philister gekennzeichnet werden, wird der Kampf zwischen England und Frankreich so furchterlich werden, „daß die Väter sich nicht einmal nach ihren Kindern umsehen werden“. Noch einmal ruft Gott durch Jes. 14, 29 den Franzosen zu: „Freue dich nicht, du ganz Philisterland, daß die Rute (Deutschland), die dich schlug, zerbrochen ist. Aus der Wurzel der Schlange wird ein Ba-

silisk kommen, und ihre Frucht wird ein feuriger fliegender Drache sein.“ — Dieser Vers beschreibt die große Wut der Deutschen, ihren furchtbaren Hass gegen Frankreich, welches Deutschland zu einem Basiliken, zu einem feurigen fliegenden Drachen gemacht hat. Darum wird Frankreich auch untergehen.

Vers 21—22: „Denn der Herr wird den Ägyptern (Deutschen) bekannt werden; und die Ägypter (Deutschen) werden den Herrn kennen zu der Zeit, und werden ihm dienen mit Opfer und Spießopfer, und werden dem Herrn geloben und halten“ (möge es so kommen). — „Und der Herr wird die Ägypter (Deutschen) plagen und heilen; denn sie werden sich befehlern zum Herrn; und er wird sich erbitten lassen und sie heilen.“ — Deutsche, lobt und preist den Herrn, denn er ist gnädig und barmherzig zu uns. Ja, ein' feste Burg ist unser Gott. —

Vorstehenden Aufsatz erhielt der Schriftleiter mit der Bitte um Abdruck zugesandt. — Er ist vielfach nicht gleicher Meinung, hat aber geglaubt, den Aufsatz seiner guten Gesinnung wegen nicht zurückweisen zu sollen.

### Wie der konfessionelle Friede behütet wird.

Eine ziemliche Erregung rief in Ansbach eine katholische Wiedertrauung hervor. Am 2. Juli wurde im städtischen Krankenhaus ein vor mehr als drei Jahren evangelisch getrautes gemischttes Ehepaar, das drei evangelisch getaufte Kinder besitzt, katholisch getraut. Kaplan Hößner verweigerte der dem Tode entgegengehenden Ehefrau die Sterbesakramente, falls nicht vorher die katholische Trauung vollzogen würde. Der evangelische (aus Dresden stammende) Ehemann wollte nichts davon wissen. Schließlich gab er aus Rücksicht auf seine in Todesangst befindliche Frau nach. Bei der Trauung wurden die Ehegatten als „Bräutigam“ und „Braut“ angelprochen. Das katholische Stadtpräariat deckte in seiner Antwort an das evang.-lutherische Dekanat vom 5. Juli 1923 das Vorgehen des Kaplans. Der ganze Vorfall in der zu etwa drei Viertel evangelischen Stadt führte zu einer in der Hubertuskirche veranstalteten evangelischen Kundgebung, woran etwa 4000 Gemeindemitglieder teilnahmen. Dekan Lindner erhob laute Anklage gegen das System, das solche Fälle herausbeschwört. Pfarrer D. Steinlein zeigte die Entwicklung des katholischen Misshandlungsrechts. Als Vertreter der beiden evangelisch-lutherischen Kirchenvorstände sprachen noch kurz ein Bürger, ein Beamter und ein Fabrikarbeiter. Eine von der Versammlung einmütig angenommene Erklärung fasste zum Schluss die vorgebrachten Anklagen, Forderungen und Mahnungen zusammen.

Wbl.

### Die Selbstzerfleischung der russischen Kirche.

Die für die Zukunft Russlands, ja des ganzen europäischen Ostens höchst bedeutsamen Ereignisse in der russischen orthodoxen Kirche haben durch die Haftentlassung des wegen Widerstands gegen die Sowjetmacht eingekerkerten Patriarchen Tichon eine plötzliche unerwartete Wendung genommen. Die auf innerkirchliche Reform und Aussöhnung der Kirche mit dem derzeitigen Staat bedachte neue Richtung innerhalb der russischen Orthodoxie, wie sie vor allem in der sogenannten „Lebendigen Kirche“ sich ihr kirchliches Organ geschaffen hat, hatte auf dem Allrussischen Kirchenkonzil im Mai letzten Jahres einen vollen Sieg errungen. Nicht nur wurden dort eine Reihe zum Teil tief einschneidender Reformen beschlossen, wie Abschaffung des Patriarchats, Zulassung verheirateter Geistlicher zum Bischofsamt — dies eines der Hauptverlangen der niederen, sogenannten „schwarzen“ Geistlichkeit, Einführung der kirchen-slawischen Sprache. Was dem ganzen Konzil den Stempel aufdrückte, war eine Ergebenheitsadresse an die Sowjetregierung, die deren Kirchenpolitik ausdrücklich gutheisst. Dazu die fast einstimmige Annahme eines Antrags, der den bisherigen Patriarchen Tichon seines Amtes enthebt und ihn als Verräter der Kirche aus der Geistlichkeit austößt. Ein günstigeres Verhandlungsergebnis konnte sich die Sowjetregierung nicht wünschen: der Kirche wie ihrem „gegenrevolutionären“ früheren Oberhaupt gegenüber hatte sie nun völlig freie Hand.

Um so überraschender kam die Nachricht von der Freilassung des gefürchteten Gegners. Denn obgleich Tichon sich die Freiheit mit einem förmlichen Neubekenntnis erlaufen musste, wurde doch die alte Richtung in der Kirche dadurch mit einem Ruck wieder in den Sattel gehoben. In die ratlosen und desorganisierten Massen der Anhänger Tichons ist neues

Leben gekommen. Sie fühlen sich stärker als zuvor, weil ihr Führer den Kampf gegen die Sowjetregierung aufgegeben hat. Fast die Hälfte der Moskauer Kanzeln hält wieder zu Tichon. Um seiner stets wachsenden Popularität entgegenzuwirken, wurde sogar die Wiedereinführung des „Heiligen Synods“, der von Peter dem Großen geschaffenen obersten Kirchenbehörde, fürtlich beschlossen. Tichon selbst negiert die meisten Beschlüsse des Kirchenkonzils und tritt unbekümmert als Patriarch auf. Schon werden tätliche Angriffe der Anhänger der alten Richtung, die vor allem auf dem Lande die Oberhand zu haben scheint, auf die „Rätekirche“ gemeldet. Und Kenner der Verhältnisse sehen die orthodoxe Kirche Russlands am Vorabend außerordentlicher heftiger innerer Erschütterungen.

Der lachende Dritte bei dieser Selbstzerfleischung einer christlichen Kirche sind natürlich die politischen Machthaber, die ihr Werk radikalster Kirchenzerstörung dadurch aufs wünschenswerteste gefördert sehen. Es wird seine Richtigkeit haben, wenn die Freilassung Tichons als „ein feiner diplomatischer Schachzug“ der Sowjetregierung bezeichnet wird. Auch der unlängst unter stiller Beteiligung des Moskauer Kremls gegründete „Bund religiös-kommunistischer Gemeinden“ liegt in der Linie dieser Bestrebungen: die Kirche zu töten und dem Kommunismus zum Sieg zu verhelfen.

Jedenfalls geht, wie durch immer neue Anzeichen bestätigt wird, der offene Vernichtungskrieg des russischen Staats gegen alle Spielarten von Kirche und Religion mit nicht zu überbietender Schärfe weiter. Das fürtlich erlassene „Gesetz über die religiösen Gesellschaften“, ein Ausnahmegesetz schlimmster Sorte, das den religiösen Gesellschaften sogar die Rechte einer juristischen Person verweigert, dazu jede Beteiligung von Jugendlichen unter 18 Jahren am Gottesdienst und religiösen Unterricht unter schwerste Strafen stellt, ist bekannt. Die Praxis geht über die von dem Gesetzgeber statuierten Härten noch weit hinaus: Zur Ausübung ihres Amtes müssen orthodoxe Priester wie evangelische Pastoren eine Handwerkssteuer zahlen. Die Miete für die sämtlich vom Staat enteigneten gottesdienstlichen Räume ist auf das dreifache der sonst üblichen Gebühren angehoben. Das gehört zu dem System finanzieller Erdrosselung der Kirche, gegen das sogar der Führer der sowjettreuen „Lebendigen Kirche“, Bischof Antonin, fürtlich protestiert hat. Priester und Pastoren sind Freiwild. Aus ihren Wohnungen werden sie durch lästige Zwangseinquartierung verdrängt, die Post dürfen sie nicht benutzen, zu den erniedrigsten Arbeiten zieht man Popen heran. Der Grundsatz

„Religion ist Privatsache“ kann nach einem Beschluss der Executive der Kommunistischen Internationale innerhalb der kommunistischen Partei „unter keinen Umständen“ anerkannt werden. Vielmehr gehört „antireligiöse Propaganda nach einem genau durchgearbeiteten Programm“ zu den Aufgaben der Partei. Sitte und Zucht werden planmäßig erübtet, z. B. durch Veranstaltung eines Schulfestes anlässlich der Geburt eines unehelichen Kindes einer Lehrerin. Neuerdings wird die Abschaffung des Sonntags und Ersatz durch einen jeden fünften Tag zu begehenden weltlichen Ruhtag ernsthaft diskutiert.

Dass diese moderne Christenverfolgung, statt ein einiges, zu geschlossener Abwehr bereites, ein im Bruderzwist sich zerfleischendes Kirchentum findet, kann der orthodoxen Kirche Russlands zum Verhängnis werden. Die Keime einer Wiedergeburt der Religion im russischen Volke auszurotten wird ihr trotzdem nicht gelingen. Es regt sich allenthalben in dem aufgewühlten Boden, den Bedrückungen zum Trotz, neu erwachtes kraftvolles religiöses Leben, das sich die ihm gemäßen Formen zu schaffen wissen wird, auch wenn die historische Kirche Russlands in diesem Augenblick weltgeschichtlicher Entscheidungen endgültig versagen sollte.

Epd.

### • Für den Familiensch. •

#### Die Blinde.

Eine Berliner Novelle von Max Kremer.

(Fortsetzung.)

„Wer war das, Papa,“ fragte ihn Ina sofort.

„Der junge Herr, mein Döchting, der wie wir drüber bei

Konditors sitzt und so fröhlich ist, uns immer die Zeitungen zu geben, auf die wir luern.“

„Ah —“ kam es langgedehnt über Inas Lippen; die Blinde drehte den Kopf, als vermöchte sie dem Erwähnten nachzublicken.

Am Nachmittag desselben Tages saßen sie wie gewöhnlich zur bestimmten Stunde in der Konditorei. Als sie sich kaum auf die gewohnten Plätze am Fenster niedergelassen hatten und beide das Gewohnte: „Siehest du so auch gut, Ina?“ und: „Ich danke, Papa, ich sehe gut,“ ausgetauscht hatten, erhob sich auch bereits der bekannte Mann von seinem Sitz und trat leise und etwas zurückhaltend auf Grimblow zu.

„Wenn ich bitten darf?“ — Damit verbeugte er sich höflich und reichte dem Mühlenbesitzer aus Medlenburg irgend ein Journal hin, von dem er wußte, daß der Alte mit Vorliebe und halblaut gedämpfter Stimme aus ihm vorzulesen pflegte. Bald war es die „Gartenlaube“, bald das „Daheim“ oder die „Vossische Zeitung“, die den Alten zu fesseln wußten. Dann nahm der junge Mann seinen Platz wieder ein, um anschließend nach wie vor eifrig die Zeitungen zu studieren; hinter dem vorgehaltenen Blatte aber wandte er seitwärts seinen Blick nach der Blinden hinüber, von der sein Auge sich nicht zu trennen vermochte.

Als Grimblow zum ersten Male diese seltene Aufmerksamkeit des jungen Mannes zuteil wurde, hatte er ganz verwundert aufgeblickt. Eigentlich lag es in seinem barschen Wesen, welches jede Annäherung ausgeschlossen sehen wollte, dem befreßenden Herrn derbe zu verstehen zu geben, daß er auch nicht die geringste Beläßigung während der Stunden, die er hier zu brachte, wünsche; aber es zeigte sich eine so ungesuchte vollendete Höflichkeit in dem steten harmlosen Anerbieten des täglichen Störenfriedes, daß der vollendete medlenburgische Grobian dieser Artigkeit nicht widerstehen könne. So sagte denn Grimblow kurz: „Danke schönstens,“ streckte die Hand nach dem Journal aus, und senkte den Kopf aufs neue auf die breiten Schultern nieder.

Seit vierzehn Tagen bereits pflegte sich jeden Nachmittag diese kleine Szene zu wiederholen, ohne daß man gegenseitig wußte, mit wem man es eigentlich zu tun habe.

Schließlich mußte man es auch dem jungen Mann, der in seinem ganzen Auftreten, seiner Kleidung, den durchgeistigten Gesichtszügen, der vornehmen Sprechweise den Eindruck eines feingebildeten, gut erzogenen Menschen mache, anmerken, daß er nicht die Absicht habe, eine intime Annäherung zu suchen. Man sah es gern, wenn er seine stete Aufmerksamkeit wiederholte; dieses Bewußtsein schien ihm zu genügen.

Mit der Zeit hatte sich Ina an die wenigen Worte, die er sprach, so gewöhnt, daß der Klang seiner wohlklangenden Stimme sie zu fesseln begann, noch stundenlang bei ihr nachwirkte und eigentümliche Vorstellungen von ihm in ihr wahrte. Sie interessierte sich in einer Art und Weise für ihn, die jedem anderen aufgefallen wäre, nur ihrem Vater nicht, der gewöhnt daran war, von seiner Tochter über alles um Auskunft gebeten zu werden, was sie nicht sah, von dem sie sich nur unsäre Vorstellungen mache, die sie dann durch seine Schilderung ergänzt sehen wollte. Nach und nach hatte sie von ihrem Vater erfahren, wie er aussähe, ob er groß oder klein sei, wie er sich kleide, ob er einen Bart trüge, was für eine Farbe seine Augen zeigten, ob er alt oder jung sei.

„Min Mälen,“ sagte Grimblow ahnungslos, „er ist ein netter Kerl, das soll woll sein. Er hat eine große hübsche Figur, einen lütten blonden Vollbart, und ein feiner Herr ist er jedenfalls, das sieht man ihm wohl an. Was die Augen betrifft — hm, ich sollte wohl meinen, daß sie gerade so blau sind wie bei uns in Medlenburg. Und die Hände sind sehr weiß, das kann ich bezeugen. In eine Mühl' hett' er noch nicht arbeitet. Darauf will ich schwören.“

Ihre Vorstellungen begannen sich zu erweitern; ihre Phantasie malte ihr ihn jetzt viel vollendet aus, als ihr Vater ihn bereits geschildert hatte.

Eines Tages aber fand durch Zufall eine Annäherung statt, der sich Grimblow nicht verschließen konnte. Das kleine Besezimmer war bis auf die drei Personen leer. Draußen war ein arger Platzregen losgebrochen, hatte durch seine Ströme herniederrauschenden Wassers die Menschen von den Straßen gesegt und hielt die übrigen in ihrer Behausung zurück. Hin und wieder warf Grimblow durch die getrübten Scheiben einen Blick nach dem Unwetter hinaus, dann las er wieder mit seiner monoton klingenden Stimme halblaut weiter. Der Wind draußen riß einen Fensterflügel auf und segte durch das Zim-

mer nach der gegenüberliegenden geöffneten Glastür, sodaß die Zeitungen von den Tischen flogen und die Blinde zusammenzuckte. Der junge Mann sprang sofort auf, schloß die Tür, während Inas Vater daselbe mit dem Fenster tat.

„Danke schönstens,“ sagte Grimblow kurz, aber höflich; „meine Tochter kann den Zug nicht vertragen.“

Durch das Klappern der Scheiben aufmerksam geworden, war die Besitzerin der Konditorei, eine schöne junge Frau, hereingetreten und richtete nun beim Passieren des Zimmers ein paar Worte an den jungen Mann, die sich auf das Wetter bezogen, und in denen sie die Anrede „Herr Doktor“ gebrauchte. Grimblow blickte auf; zum ersten Male ließ er seinen Blick länger als sonst auf dem nur wenige Schritte von ihm sitzenden Herrn ruhen. Er hatte einen heillosen Respekt vor allem, was sich Doktor nannte, denn er dachte dabei nur an die Arzte. Es überkam ihn gleichsam das Gefühl, als sei ihm ein derartiger Mensch schon um des Unglücks seines Kindes willen näher gerückt, als hätte er nun die Berechtigung, sich ihm anzuvertrauen. Als er weiter lesen wollte, mußte er sich mehrmals unterbrechen, um den Blick seitwärts verstohlen zu wiederholen. Dann schrak er förmlich zusammen, als er vom Sofa her die Frage vernahm:

„Ist die junge Dame schon lange erblindet, wenn ich fragen darf?“ Er hatte die Empfindung, als müsse er sich nun respektvoll von seinem Sitz erheben, was er denn auch bis zur Hälfte tat. Er wollte die Frage höflich beantworten, aber seine Tochte kam ihm zuvor.

„Seit meinem vierzehnten Jahr, mein Herr,“ flang es melodisch vom Fenster.

„Ja woll, ja woll, seit ihrem vierzehnten Jahr,“ bestätigte Grimblow, „Sie sind Arzt, Augenarzt; nicht wahr, mein Herr?“ wandte er sich dann in einer so großen Höflichkeit, wie man sie sonst bei ihm nie vorausgesetzt haben würde, an den jungen Mann. Dieser lächelte leicht und antwortete:

„Tawohl, ich verstehe etwas davon, wenn Sie einmal gütigst erlauben wollen —“

Er trat dicht an Ina heran, ließ sich vor ihr auf einen Stuhl nieder und bat sie höflich, das Gesicht ihm zuzuwenden, den Kopf ein wenig nach hinten zu neigen und die Augen weit zu öffnen. Er bemerkte dabei, wie sie am ganzen Leibe zitterte und wie bei der Berührung seiner Hand eine helle Röte in die durchsichtigen Wangen stieg. Er zog aus der Westentasche ein Glas hervor, betrachtete prüfend die Augen der Kranken, drückte dann mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand auf die verhärtete Pupille, ohne daß das junge Mädchen Schmerzen verspürte, und sagte teilnahmsvoll:

„Der Star ist reif, es ist der sogenannte Kapselstar. Ich habe gehört, daß Sie nach Berlin gekommen sind, um sich operieren zu lassen, und zwar bei Professor S.; Sie können beruhigt sein, die Operation wird eine glückliche werden.“

Die Blinde atmete tief auf. Grimblow sagte eine Minute lang gar nichts, bis er endlich hervorstotterte:

„Mein Herr, meinen Sie wirklich?“ Er vermochte nicht mehr zu sagen; andere Gäste waren ins Zimmer getreten und nahmen plaudernd an einem der Tische Platz. Der Gefühlausbruch, der den alten Mühlenbesitzer im Moment zu überkommen drohte, wurde dadurch zurückgehalten. Der junge Arzt sah nach der Uhr und empfahl sich mit einer leichten Verbeugung.

Seit dieser Stunde begann er im Seelenleben der Blinden eine Rolle zu spielen. Seine Worte hatten sie eigentlich sympathisch berührt, seine weiche und doch männlich linrende Stimme rief plötzlich in ihr das Gefühl hervor, als habe sie dieselbe schon einmal in ihrem Leben gehört, ungefähr wie man glaubt, plötzlich nach langer Zeit den Schall einer Kirchenglocke wieder zu vernehmen, deren seltenem Klang man als Kind im kleinen Heimatorte so oft gelauscht hatte; man hat die Gewissheit, daß man sich täuscht, doch gibt man sich gern den Illusionen hin. Gewiß war es nur eine Einbildung bei Ina, aber als sie nach dem Verlassen der Konditorei die wenigen Schritte über den Platz dem Hause zuschritten, wo sie wohnten, äußerte sie laut zu ihrem Vater, die Stimme sei ihr sehr bekannt vorgekommen. Er aber hörte gar nicht darauf, sondern erging sich in Lobeserhebungen über den „Herrn Doktor“, als lenne er ihn bereits seit Jahren und hätte seine vortrefflichen Eigenschaften zur Genüge kennengelernt.

„Dat is en gelehrter Minsch, en sehr gelehrter Minsch, das soll woll sein,“ sagte er ein über das andere Mal und wiederholte es noch, als sie am Abend auf dem kleinen Balkon

des Gehäuses saßen, sie still in sich versunken, dem dumpfen Getöse unter ihr lauschend, und er über die Brüstung gelehnt das laute Leben des abendländlichen Berlins betrachtend.

Von diesem Tage an konnte Ina die Stunde nicht mehr erwarten, wo sie in Begleitung des Vaters den Weg zur Konditorei antrat und die Stimme des jungen Arztes vernahm. Es war selbstverständlich, daß dieser während seiner Unwesenheit sich nun nicht mehr Vater und Tochter gegenüber so isoliert fühlte, wie bisher. Die Letzteren sahen nun ihren innersten Wunsch erfüllt, wenn er auf kurze Zeit an ihrem Tische Platz nahm und sich mit ihnen auf das Freudlichste unterhielt. Gewöhnlich tat er das wenige Minuten vor seinem Fortgehen, als wolle er absichtlich ein zu lange ausgedehntes Beisammensein vermeiden. Es schien auch, als ginge er darauf aus, eine gewisse Reserve zu bewahren. So kam es, daß man während der ersten acht Tage gar nicht das Bedürfnis fühlte, sich gegenseitig vorzustellen — ungefähr wie Menschen es zu tun pflegen, die nur auf flüchtige Augenblicke in einem Lokal zur bestimmten Stunde sich treffen und um nicht ganz fremd gegenseitig zu erscheinen, einige Worte der Höflichkeit und des Anstandes austauschen.

Über gleichgültige Dinge wurde dann nie gesprochen. Der junge Arzt schien nur Interesse für das Schicksal Inas zu haben. Er erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Lauf der Erblindung vom Beginn des Augenleidens bis zum jetzigen Zustande; nach den Ärzten, die man zu Rate gezogen hatte, überhaupt nach allem, was ihn als Fachmann interessieren mußte. Dann blieb Grimbkow in einem Sprechen, ging ganz in seinen Schilderungen auf, sodß er nicht Zeit fand, Anteil an der sichtlichen Erregung, die den Zuhörer, namentlich bei der öfteren Erwähnung des Heimatsortes Parnewitz überkam, zu nehmen. Er hätte auch sonst bemerken müssen, mit welcher tiestraurigen Wehmutter öfters des jungen Mannes Blick auf der Blinden Art hafte. Das reine Hochdeutsch, das der Arzt sprach, ließ auch nicht im geringsten in Grimbkow die Meinung austaußen, der erstere könne irgendwelches großes Verständnis dafür haben, wenn er mit einem erschlichenen Beihagen von seinem Besitztum in Parnewitz sprach. Er tat das in der gehörigen Breite und der drolligen Großmannssucht immerlich hinterher Menschen, die alles das, was sie besitzen, nur ihrer Hände Arbeit zu verdanken haben. Ina legte dann leise ihre Hand auf seine Schulter und sagte sanft: „Wer Papa, das interessiert gewiß den Herrn Doktor nicht.“ Dann geriet Grimbkow in Verlegenheit und brachte einige Worte der Entschuldigung hervor. Der Herr solle ihm das nicht übel nehmen, aber er liebe nun einmal sein Mecklenburg über alles, vornehmlich aber Parnewitz.

Besonders andächtig lauschten Vater und Tochter, wenn der junge Mann ihnen von dem berühmten Professor S. erzählte. Er mußte ihn sehr genau kennen, denn er war vertraut mit seinen Eigentümlichkeiten und seinem ganzen Leben. Grimbkow und Ina fühlten sich ordentlich gerührt von der Hochachtung und Ehrfurcht, mit der sie von dem Augenarzte sprechen hörten.

Der Mühlenbesitzer fühlte sich dann verpflichtet, ein paar Worte zu sagen, die den jungen Mann doppelt tief ergriffen, weil sie schlicht und ohne jedes Pathos gesprochen wurden.

„Mein Leben will ich ihm verschreiben, die Hände ihm füßen, wenn er es zu Wege bringt, daß mein Inning ihren Vater auf seine alten Tag noch einmal sehen kann. So wahr ich Fritz Grimbkow aus Parnewitz bin. Ja,“ fügte er dann philosophierend hinzu, „was ist woll der Mensch, wenn er die Blomen oppen Fehde nicht tau sehn befömmmt. Der Levenmout un Lewensfreund wird all' vergrawen.“

Wenn er so plötzlich und unwillkürlich in den Dialett seiner Heimat geriet, dann steigerte sich die Erregung des jungen Arztes. Er wollte plötzlich etwas sagen, was ihm besonders auf dem Herzen lag, stand dann aber auf, drückte Grimbkow die Hand, zum ersten Male auch diejenige seiner Tochter, und empfahl sich kurz und rasch wie gewöhnlich.

Nun war es denn mit den Tagen so gekommen: Ina liebte. Als ihr zum ersten Male dieses Bewußtsein kam, war es zur üblichen Abendstunde, die sie in Gesellschaft des Vaters auf dem Balkon zuzubringen pflegte. Die Luft war milde und warm. Sie verspürte den Duft der Rosentöpfe in ihrer Nähe, die sie nun zu sehen glaubte. Alles um sie herum war plötzlich licht geworden. Ihre Phantasie zauberte ihr die Welt mit all ihrem Glanze, der ihr aus der Erinnerung der Kinderzeit noch vorschwebte, wieder vor die Augen. Ihr Schicksal, von dessen Wendung sie noch keine Ahnung hatte, erschien ihr

verklärt in dem Gefühl, das ihr Herz über Nacht schlagen gemacht hatte für den Mann, von dessen Aussehen sie sich nur Vorstellungen mache und von dem sie nicht einmal müste, ob er die Empfindung, die sie für ihn hegte, teile. Aber sie liebte, das genügte, um nun in Gedanken zu schwelgen, er könnte auch sie wiederlieben, wenn Finsternis und Nacht von ihrem Antlitz genommen seien. In wenigen Tagen sollte die Operation vorgenommen werden. Man hatte ihren Vater benachrichtigt, daß er an einem bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde mit seiner Tochter erscheinen dürfe. Bevor sie in den Schlummer sank, betete sie heiß und inbrünstig um Erlösung von ihrem Leiden.

Wenn sie sich jetzt mit dem Vater unterhielt, so verstand sie es geschickt, das Gespräch auf den Gesellschafter drüben in der Konditorei zu lenken, wie er an diesem Abend gekleidet ging, ob er vorher schon dort gesessen, ob er vergnügt oder ernst ausgesehen habe? Das waren die gewöhnlichen Fragen, die Grimbkow ihr beantworten mußte. Einmal glaubte sie eine weibliche Stimme von dem Platze her zu vernehmen, den der junge Arzt gewöhnlich inne hatte. Nun wollte sie wissen, ob diese Dame sich in der Gesellschaft ihres Bekannten befunden habe, ob sie jung und schön, oder alt und häßlich gewesen sei. Sie atmete lang auf, als sie erfuhr, daß ihre Annahme eine irriige sei.

Als sie eines Mittags von ihrem täglichen Spaziergänge heimgekehrt waren, fanden sie einen großen Strauß schneeweisser Rosen vor, die Ina so sehr liebte. Ein Dienstmännchen habe sie gleich nach ihrem Fortgehen gebracht mit einem freundlichen Gruß an das Fräulein, von dem Herrn, der immer drüben in der Konditorei verkehre, berichtete die freundliche Wirtin von der sie die beiden Zimmer abgemietet hatten. Ina freute sich äußerlich wie ein Kind, in ihrem Innern aber sah sie es vor Wonnen und Entzücken. Er hatte ihr Blumen gesandt, von denen er wußte, daß sie sie so sehr liebte! Etwas wie eine selige Ahnung überfiel sie: daß er ein so großes Herz habe, welches auch für sie, das unglückliche blinde Geschöpf, schlagen und empfinden könne. Sie kam aus dem Scherzen, Blaudern und Lachen nicht heraus; sie ließ die Blumen ins Wasser stellen, ergötzte sich fortwährend an ihrem Duft und führte die Blüten heimlich und schnell an ihre Lippen, in der Meinung, ihr Vater, der sie beobachtete, sehe es nicht.

Grimbkow ging etwas im Kopfe herum, den er wiederholte schüttelte. Da war etwas nicht richtig mit seiner Tochter, das wußte er. Ein tiefes Weh beschlich ihn bei dem Gedanken, daß sein Kind sich irgendwelchen Illusionen hingeben könne, auf die er am allerwenigsten gerechnet hatte.

Zum ersten Male fiel ihm ein, daß er nicht wußte, mit wem er es eigentlich dort drüben in der Konditorei jeden Nachmittag zu tun hatte. Der Argwohn bemächtigte sich seiner. Er war ein gerader Mensch, der keine Winkelzüge liebte; schließlich wurde er eifersüchtig auf seine Tochter. Sie beachtete die Rosen, die er ihr am Vormittag gekauft hatte, gar nicht, sondern hatte nur Sinn für die andern von fremder Hand gesandten? Hm, hm —

Das soll woll sein, sagte Grimbkow zu sich, daß wir heut noch wissen, mit wem wir es zu tun haben.

Am Nachmittag wartete er vergeblich darauf, bei der Lecture von dem jungen Arzt unterbrochen zu werden; dieser kam auch nicht, als die Zeit, um welche sie die Konditorei zu verlassen pflegten, längst vorüber war. Ina hatte dafür gesorgt, daß ihr Vater immer noch ein Viertelstündchen zugeben mußte, wenn er bereits aufbrechen wollte. Sie saß wie auf Kohlen und konnte sich das Ausbleiben ihres so schnell gefundenen Freundes nicht erklären. Endlich mußten sie aber doch gehen. Bevor sie aber aufstanden, schrieb er ein paar Worte auf seine große Karte: „Fritz Grimbkow, Mühlenbesitzer in Parnewitz, Mecklenburg, bittet den Herrn Doktor sehr freundlich und gehorsamst um seinen Besuch heute Abend gegen acht Uhr.“

Das fratzte er in sehr großen, unregelmäßigen Buchstaben äußerst schnell unter seinen gedruckten Namen, bat sich dann am Buffet ein Couvert aus und setzte die Bitte hinzu, man möge so freundlich sein, das dem jungen „Herrn Doktor“ zu überreichen, mit dem sie immer des Nachmittags zusammenfahen. Die Mamsell würde wohl wissen, wen er meine. Die freundliche Thüringerin versprach, den Auftrag prompt auszuführen.

„Nun wollen wir sehen, ob er kommt, mein Döchting,“ sagte er unterwegs zu Ina.

Es war noch nicht ganz acht Uhr abends. Die Glastüre zum Balkon war weit geöffnet, und Ina aus dem Herzlopfen

nicht herausgekommen, als die beeübige Wirtin, deren Klopfen man überhört hatte, ins Zimmer trat und ganz laut nach dem Balkon hinausrief:

„Herr Grimbkow, ein Herr wünscht Sie auf ein paar Minuten allein zu sprechen, hier ist seine Karte, wenn Sie so gut sein wollen —?“

„Ach, Papa, da ist er,“ flang es leise von der Blinden Lippen. Sie blieb sitzen, richtete sich aber mit dem Oberkörper auf, neigte den Kopf zur Seite, um auf die nahenden Tritte zu lauschen. Ihr Vater hatte sich schwerfällig erhoben und nahm die Karte aus der Hand der Wirtin. Es war schon dämmerig im Zimmer, sodass er ans Fenster treten musste, um die Schriftzüge zu lesen. Dabei wich ihm alles Blut aus dem Gesicht. „Dr. Reinhold Gombert“ las er zwei, drei mal hintereinander. Ein paar Augenblicke war er so überrascht, dass er fühlte, wie seine Beine zitterten, und nicht gleich wusste, was er der Frau sagen sollte, die noch immer mitten im Zimmer stand und der Bestellung harrte. Ein fürchterlicher Kampf begann in seinem Innern zu toben, der ihn drängte, während Jahre hindurch vorborgen gebliebenem Groll in lauten Worten Ausdruck zu geben. Aber er bezwang sich.

(Schluss folgt.)

### Pommerode.

Als Reisezuschuss für den Pfarrer haben bis jetzt je 2 Milreis bezahlt: Hermann Schwanke, Wilhelm Krüger, Wilhelm Ramthun, Wilhelm Utpadel, Wilhelm Greuel, Hermann Günther, Heinrich Guths, Emil Strelow, Karl Schmidt, Karl Behling, Albert Kanitz, August Utpadel, August Ehlert sen., August Ehlert jun., Albert Wolfmann, Wilhelm Maas.

Pfarrer Langbein.

### Kirchennachrichten.

#### Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 9. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau; danach Delegiertenversammlung.

Sonntag, 16. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in der Garcia.

Sonntag, 23. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in der Belha; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 30. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Itoupava Norte, 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 6. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Gaspar; 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Freitag, 11. April, 3 Uhr nachm., Konfirmandenprüfung.

Sonntag, 13. April, Gottesd. und heil. Abendmahl (Einsegnung) in Blumenau.

Gründonnerstag, 17. April, 7½ Uhr abends, Gottesd. und heil. Abendmahl in Blumenau.

Karfreitag, 18. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Ostersonntag, 20. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Belha.

Ostermontag, 21. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heil.

Abendm. in der Garcia.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Belha, Freitag in Itoupava-Norte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

#### Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 9. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. im 13. Mai.

Sonntag, 16. März, Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 23. März, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 30. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. in Jacu-Ássu.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ollas.

#### Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 9. März, Gottesd. in Itoupavazinha; abends 8 Uhr in Badenfurt.

Sonntag, 16. März, Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 23. März, Gottesd. in Fortaleza; abends 8 Uhr in Badenfurt. I

Sonntag, 30. März, Gottesd. in Testo Central; abends 8 Uhr in Badenfurt.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Goosmann.

#### Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 9. März, vorm., Gottesd. in Rio Serro; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 16. März, Gottesd. in Ribeirão Grande.

Sonntag, 23. März, Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 30. März, Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 6. April, Gottesd. in Pommerode, Tiefe I.

Sonntag, 13. April, Konfirmation in Pommerode.

Karfreitag, 18. April, Abendmahlfeier in Pommerode.

Ostersonntag, 20. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Rio Serro.

Ostermontag, 21. April, Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 27. April, Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd. in Testo Central.

Die Gottesdienste beginnen um 1/2 10 Uhr.

Pfarrer Langbein.

#### Evangelische Gemeinde Timbó.

Sonntag, 9. März, Gottesd. in Timbó; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 16. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Rio Adda.

Sonntag, 23. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Beneditto Novo.

Sonntag, 30. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Cedro Alto.

Sonntag, 6. April, Gottesd. in Freiheitsbach.

Freitag, 11. April, 8 Uhr vorm., Prüfung der Konfirmanden in Timbó.

Sonntag, 13. April, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Timbó.

Karfreitag, 18. April, Gottesd. in Beneditto Novo; 4 Uhr nachm., Abendmahlfeier in Timbó.

Ostersonntag, 20. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Carijos.

Ostermontag, 21. April, Gottesd. in Timbó; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 27. April, Gottesd. in Rio Adda.

Pfarrer Höhfeld.

#### Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 9. März, 1/2 10 Uhr vorm., Erntedankfest in Neu-Bremen.

Donnerstag, 13. März, 8 Uhr abends, Passionsgottesd. in Neu-Stettin.

Freitag, 14. März, 8 Uhr abends, Passionsgottesdienst in Sellin.

Sonntag, 16. März, 1/2 10 Uhr vorm., Erntedankfest in Neu-Breslau; 8 Uhr abends, 1. Passionsgottesd. in Hammonia.

Montag, 17. März, 8 Uhr abends, Passionsgottesd. in Ob. Rafael.

Freitag, 21. März, 8 Uhr abends, Passionsgottesd. in Neu-Bremen.

Sonntag, 23. März, 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Canellabach.

Pastor Grimm.

#### Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 9. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. an der Contra.

Sonntag, 16. März, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Cobras-Südarm.

Sonntag, 23. März, 8 Uhr vorm., Gottesd. am Pombas.

Sonntag, 30. März, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. am Trombudo.

Sonntag, 6. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. am Mosquito.

Sonntag, 13. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. am Südarm.

Karfreitag, 18. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. am Matador.

Ostersonntag, 20. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Ostermontag, 21. April, vorm. 9 Uhr, Konfirmation u. heil. Abendm. an der Contra.

Pfarrer Sahm.